

„Sie standen neben dem gynäkologischen Stuhl – erniedrigend.“

eingewiesen wurden.

Warum, weiß Regina Page bis heute nicht genau. Doch an ihre Ankunft im Vincenzheim kann sie sich genau erinnern. Wie sie sich ausziehen, all ihre Kleidungsstücke abgeben musste, ihre Habseligkeiten und natürlich Christine, ihr ein paar Monate altes Baby. Kein Lächeln, keine christliche Fürsorge. Stattdessen Arbeitskleidung mit Puffärmeln und Schürze, stattdessen dicke Schlüsselbunde an der Tracht der Nonnen, damit jede Tür hinter ihr gleich wieder abgeschlossen werden konnte.

Wie alle Mädchen und jun-

che kam ein alter Frauenarzt, nahm mir Blut ab, machte einen Abstrich. Die Nonnen, sie standen gleich neben dem gynäkologischen Stuhl“, erzählt die heute 62-Jährige und „es war so erniedrigend!“

Tag für Tag, von morgens früh bis abends spät mussten die Mädchen Taschentücher umhäkeln. Häkeln und beten und schweigen und vor allem ihr Gewissen erforschen. Und wehe dem, der das Schweigen brach! Später kam Regina Page auf die Kinderstation, hatte sich dort um Säuglinge, Kleinkinder von Mitinsassinnen zu kümmern. Ihr eigenes jedoch, die kleine Christine, bekam sie lediglich am Sonntag zu sehen.

Alles, bis hin zu den selten erlaubten Toilettengängen und der mehr als dürftigen Hy-

„Klabause“ verdammt, weil sie während ihrer Nährarbeit getuschelt, über einen Witz gelacht hatte und die Erzählerin anschließend nicht denunzieren wollte. Drei Tage allein in einer Zelle bei Wasser und Brot.

Bis heute kann Elke Meister kein Porreegemüse ertragen. Sofort kehren die Bilder, der Ekel von damals zurück. Wie sie essen musste, sich erbrach und dann gezwungen wurde, auch das Erbrochene wieder herunter zu schlucken. Und immer aufs Neue beten und Marienlieder singen.

Knapp eine Million Heimkinder, so schätzt Peter Wensierski, Autor des gerade erschienenen Buches „Schläge im Namen des Herrn“ (19,90 €, DVA), haben Ähnliches erleben müssen wie die Schwes-

endlich eine Wohnung fand,

„Vermutlich haben uns Nachbarn denunziert.“

wurde Regina zum ersten Mal schwanger. „Vermutlich haben uns Nachbarn denunziert. Es gab ja noch den Kuppelparagrafen“, sagt Regina Page.

Sie hätten wohl Hilfe gebraucht, wirkliche Fürsorge. Doch das, was sie im Heim durchlitten, schüchterte sie – eben Jahre unausgesprochen – für ein Leben ein. Sie habe sich immer betont solide gekleidet, sagt Regina Page und, dass sie sich kaum getraut habe, hochhackige Schuhe anzuziehen. Sie habe nie Lippenstift benutzt, sagt Elke Meister. Alles, nur um nicht verwahrlost zu wirken, wie „aus der Gosse“.

Doch die Zeit der falschen Scham ist vorbei. Seit sie den „Verein ehemaliger Heimkinder“ gegründet haben, melden sich bei beiden Frauen immer häufiger Menschen, die ihre Geschichte erzählen, bekannt machen wollen. Regina Page: „Seitdem wissen wir, dass unser Fall eher harmlos ist, und dass andere in solchen Heimen Schlimmeres erlitten haben, manchmal sogar sexuell missbraucht wurden.“

» Verein ehemaliger Heimkinder: www.vehev.org

@ westen@waz.de

Das Gespräch suchen

Viel Verständnis für die Leiden der Heimkinder von damals zeigt die deutsche Caritas. Als Träger katholisch geführter Heime rät sie den heute Verantwortlichen der Einrichtungen, offen mit dem Anliegen der Betroffenen umzugehen, das Gespräch zu suchen und sich stellvertretend zu entschuldigen.

„Wir wissen, dass viele der ehemaligen Heimkinder schwer traumatisiert sind durch ihre Erfahrungen. Manche brauchen dringend Hilfe, zu sich selbst zu finden“, sagt

Caritas-Sprecherin Claudia Beck. Ein Großteil der Erziehungsheime in den fünfziger und sechziger Jahren war in kirchlicher Trägerschaft. Auch im Dortmunder Vincenzheim leben heute noch 150 Jugendliche in Wohngruppen.

„Mit unserer Geschichte haben wir uns intensiv auseinandergesetzt. Wir nehmen sie ernst, aber wir wissen auch, dass das Verständnis von Erziehung im Kontext der damaligen Zeit gesehen werden muss“, sagt Geschäftsführer Hans-Josef Langesberg.



Das Vincenzheim in Dortmund heute. Foto: WAZ, H. Voßgraff